

## „Religiöse Wahrheitsansprüche und Pluralität“

Aufgrund der sehr guten Erfahrungen des vergangenen Jahres wurde auch die heurige Tarabya-Konferenz der Deutschen Botschaft Ankara zum interreligiösen Dialog gemeinsam mit der Eugen-Biser-Stiftung in München vorbereitet und stand im Spannungsfeld von Religion und säkularer Welt.

### Theologische Sichtweisen

Am Vormittag stellten die drei monotheistischen Religionen ihre eigenen Sichtweisen im Blick auf religiöse Wahrheitsansprüche und gesellschaftlich erfahrene Pluralität dar.

**Rabbiner Prof. Walter Homolka** wies auf die lange Tradition und Kultur der innerjüdischen Streitgespräche hin und zeigte dann anhand von Rabbi Johannans Aussage über die „70 Stimmen und 70 Sprachen, die Gott in die Welt sandte“ (1) auf, dass für die Juden seit alters her verständlich sei, dass es unterschiedliche Sichtweisen gebe.

Missions- und Absolutheitsansprüche kenne das Judentum daher nicht, seine Gebote und Regeln würden nur für sie selber gelten. Gott habe den Fremden dafür sieben ganz grundlegende sittliche Vorschriften gegeben.

Durch die Gottesebenbildlichkeit des Menschen habe in der jüdischen Tradition der Mensch ein sehr hohes Maß an Mitwirkung, er besitze seine Vernunft und könne sich zum Guten entscheiden. Ziel vor Gott sei die Gerechtigkeit. Es ginge daher weniger um die unterschiedlichen Meinungen, sondern um das gemeinsame Tun. Religion verursache eine ständige Unruhe im Gewissen jedes Einzelnen, eine In-Frage-Stellung der konkreten Situation: „Was will Gott in dieser Situation von mir, von uns.“

**Prof. em Dr. Jürgen Werbeck** aus Münster wies darauf hin, dass religiöse lehrhafte Überzeugungen sowohl im Christentum als auch im Islam einen hohen Anspruch an religiöser Gewissheit für sich fordern. Daher stehen solche Religionen in pluralen Systemen unter hohem Begründungsdruck. „Kann man tatsächlich als religiös überzeugter Mensch gute Gründe anführen, dass andere religiöse Überzeugungen haben?“ Da Offenbarung ein göttlicher Originaltext ist, den man vor Fälschun-

gen schützen muss, herrschte auch in der katholischen Tradition lange Zeit ein ähnliches Verständnis wie im Islam im Blick auf „die unerschaffene Wahrheit des Korans“ vor. Das erzeugte nicht nur eine Spannung im ökumenischen Bereich, sondern auch im Rückbezug auf das Alte Testament. Durchbrochen werden kann es mit dem Blick auf Christus, der die göttliche Offenbarung für uns ist.

Das II. Vatikanum betonte, dass Gottes Wille auf Erden in Jesus Christus geschieht. Wahrheit ist nicht die Verkündigung einer Lehre, sondern es geht um die Wahrheit eines Glaubensweges mit Jesus Christus. Wahr ist Offenbarung, da sie von Gott selbst mitgeteilt wurde. Theologische Quellen von Offenbarung können daher nicht auf Tatsachenebene gelesen werden, sie sind als Zeugnisse zu sehen mit ihrer menschlichen Dimension und dem göttlichen Kommunikationsinteresse dahinter.

Theologie hat die Texte der eigenen Überlieferung so zu überdenken, dass mit anderen das Gespräch gesucht wird, auch das konfrontative Gespräch (selbst mit Nichtreligiösen). Es ist hilfreich um die eigenen Grenzen wahrnehmen zu können. Insofern kann christliche Theologie nicht anders als pluralitätsfreundlich sein, da sie ernsthaft damit rechnen muss, dass Überzeugungen keinen alles umfassenden Wahrheitsanspruch haben.



**Prof. Dr. Özcan Taşçı** knüpfte an die frühislamische religiöse Bewegung der Mu'taziliten an. In ihrem Umfeld entstand eine systematische, dialektische Theologie im Islam (Kalam – „Worte“), die die Vernunft sehr stark betonte.

So betone auch der Koran immer wieder die Vernunft als Hauptquelle menschlichen Verständnisses. Jeder soll seine Religion, seine Gerechtigkeit ausüben. Durch die Verwendung der Vernunft vie-

ler entstehe eine kollektive Vernunft. Blinder Gehorsam entspreche weder einer pluralen Gesellschaft noch dem Islam. Die ersten 200 Jahren nach dem Propheten habe sich der Islam für die Freiheit entschieden, daran sei anzuknüpfen.

### Soziologische Sichtweisen und Konsequenzen für Recht, Staat und Gesellschaft

Der Nachmittag war der Praxis gewidmet. Zunächst stellte **Prof. Dr. Tine Stein** die religiös weltanschaulich neutrale Haltung der Bundesrepublik Deutschland dar, die auf einer freundlichen Trennung (sie selber bevorzuge den Begriff freiheitliche Trennung) von Staat und Kirche fuße. In Deutschland gebe es als Ergebnis der historischen Erfahrungen der konfessionellen Streitigkeiten ein kollektives kulturelles Gedächtnis. Dieses wisse, dass eine politische Ordnung keine Friedensordnung wäre, wenn sie einseitig wäre. Fragen des Heils seien von Fragen der Politik zu trennen. Was das in der konkreten Praxis heißt, zeigte sie anhand zweier Beispiele (Kopftuch für Lehrerinnen, Anerkennung der Zeugen Jehovas als Religionsgemeinschaft) und deren Prozess einer Urteilsfindung in der Bundesrepublik Deutschland auf.

Für **Prof. Dr. İřtar Gözaydın Savaşır**, ist eine der wichtigsten Bedingungen für eine Demokratie der säkulare Staat, der eine positive Religionsfreiheit für alle ermögliche. Die Republikgründer hätten die Religionsführer negieren müssen, aber gleichzeitig die Weitsicht gehabt, die Religion nicht zu negieren. Diyanet sei entstanden um Religion als öffentlichen Dienst anzubieten, um den Laizismus zu schützen und um den Islam auszubreiten. Die Fragen der religiösen Minderheiten seien damals durch den Vertrag von Lausanne großteils geregelt gewesen. Bei der Gründung sei es ein Modernisierungsprojekt gewesen, die Menschen wurden dabei über ihre Religion (hannefitische Tradition) aufgeklärt.

Über den Pluralismus in der Gesellschaft sei es aber zu einem Problem geworden und es stelle sich die Frage, welche Rolle das Diyanet heute habe. Sie selber sei grundsätzlich für die Erhaltung einer solchen Einrichtung, sehe aber klar im Blick auf die Aleviten, und auch anderer Religionen (Bahei, Protestanten, Yeziden, verschiedene christliche

Kirchen ...) die Gleichberechtigung derzeit nicht gegeben sei. Die Akteure in der Gesellschaft müssten miteinander die Regeln einer solchen Institution erstellen, sie sollte auch eine Schiedsrichterfunktion haben.

Es war gut, danach noch genügend Zeit für **Diskussion und Gespräch** zu haben. Gedanken von ReferentInnen und TeilnehmerInnen waren wertvolle Ergänzungen und zeigten das gemeinsame gegenseitige Bemühen um Verständnis auf. Berechtigt wurde dabei die Frage gestellt, ob Dialog in dieser Gruppe nur deshalb so angenehm sei, weil alle im Raum versammelten pluralitätsfreundlich seien. Es stand die Frage im Raum, wie dieses Thema, dieser Dialog, auch auf andere ausgeweitet werden könne, die kritischer seien. Der Einwurf eines deutschen muslimischen Studenten, dass er sehr wohl Beziehungen zu solchen Muslimen hätte, aber eine Einladung leichter wäre, wenn kein Alkohol beim Empfang angeboten würde, löste einige Überlegungen aus.

Meiner Meinung nach zeigte die danach sachlich, aber doch auch sehr persönlich und emotional geführte Diskussion, dass es sich bei dieser Tagung nicht nur um eine interreligiöse, sondern auch um eine interkulturelle Dialogtagung handelte, wie der Hausherr, der Deutsche Botschafter Martin Erdmann, am Beginn des Tages auch sagte. So bestehen Freiheits-Ängste im Blick auf die eigene Kultur und deren Lebenspraxis gerade auch im säkularen Bereich und darauf muss Rücksicht genommen werden.

So kam die Frage der gelebten Praxis und deren Deutung (Individuelles Recht / Gastfreundschaft) mitten in unserer Tagung an. Und es überraschte einige, dass an diesem Tag nicht in der hohen Theologie und ihren Wahrheitsansprüchen die Schwierigkeiten lagen, sondern im konkreten Alltag.

Gerda Willam

(1) *Shemot Rabba 5,4 (angenommene Datierung 10. Jh. n. Chr.): In der Auslegung von Ex 20,18; welche die Offenbarung am Sinai schildert, stößt sich der Midrasch am Plural von Stimmen, wo es doch nur ein Gott sei, der das Zehnwort spräche. „Das ganze Volk sah die Stimmen ‚hakolot‘. Es heißt nicht hakol (die Stimme), sondern hakolet (die Stimmen). Rabbi Johanan sagte: „Die Stimme ging aus und teilte sich in 70 Stimmen, nach den 70 Sprachen, damit alle Nationen sie vernehmen konnten“.*